

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866.

Ausgegeben im März 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866.

N. 26.

Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy,

an dessen 57. Geburtstag (3. Februar 1866) geschrieben von J. Schüring in Dessau.

Als ich Ostern 1825 die Universität Leipzig mit Berlin vertauschte, wurde mir von meinem lieben Lehrer Wilhelm Müller (Dichter der Griechenlieder &c.) eine Empfehlung an das Mendelssohnsche Haus zu Theil, in welchem derselbe vor kurzem einige genußreiche Wochen verlebt hatte. Dieser Empfehlung zunächst, hauptsächlich aber dem überaus gastfreien Sinn, der in diesem Hause herrschte, habe ich es zu danken, daß ich die ganze Zeit meines Berliner Aufenthaltes, fünf Jahre hindurch, mit einer Freundlichkeit aufgenommen worden bin, welche dem sonst ziemlich Einsamen und Unberathenen ganz außerordentlich wohl that. Je mehr ich mir bewußt bin, daß meine Art und Weise gar nicht darnach angethan war, in jenes glänzende Geistesleben meinerseits irgend fördernd einzugreifen, daß ich mich deshalb immer mehr empfangend als gebend verhalten konnte, um so dankbarer muß ich die freundliche Geduld rühmen, mit welcher ich behandelt und getragen worden bin.

Es war wirklich ein glänzendes Geistesleben, das sich in jener Nr. 3 der Leipziger Straße — dem jetzigen Herrenhause — bewegte. Die Familie war ebensowohl innerlich mit allerlei geistigen Gaben reich bedacht, als auch mit äußern Glücksgütern glänzend ausgestattet, welche letztere weder zu eitler Prunksucht noch zu üppigem Genußleben, sondern vielmehr zu einer vielseitigen Entwicklung aller geistigen Kräfte und erfreulichen Darstellung eines wahrhaft gebildeten Hauswesens dienten. Eltern und vier Kinder, in jener Zeit in ungestörtem Wohlsein, durch eine nicht gewöhnliche herzliche Liebe und Uebereinstimmung harmonisch mit einander verbunden, die auf jeden Hinzutretenden einen gar wohlthuenden Eindruck machte. Das Leben war häuslich, sofern die Familie wenig nach auswärts geführt ward, sondern nach der Tagesarbeit die Abendzeit am liebsten im traulichen Beisammensein verlebte. Selten aber traf man sie ganz allein, sondern theils stellte sich eine kleine Schar nähergetretener junger Leute ein, theils füllte sich der Kreis mit Gästen anderer Art. Selten fanden zusammengebetene Gesellschaften statt. Wer sich angezogen fühlte, der kam; und wer gern kam, war gern gesehen. Wissenschaft, Kunst, Literatur waren gleichmäßig vertreten. Humboldt war oft da. Wenn er kam, pflegten die Anwesenden nach und nach um ihn herum

einen Kreis zu bilden, indem vor seinem interessanten Gespräch bald jede andere Unterhaltung verstummte. Er konnte ohne alle Pause Stunden lang aus dem Schatz seiner Erfahrungen höchst anziehende Mittheilungen zum Besten geben. Hegel kam auch, trug aber zur Unterhaltung wenig bei, sondern suchte in einer stillen Whistpartie Erholung von seiner angestregten Geistesarbeit. Außer mit ihm entsinne ich mich kaum, daß im Hause Karte gespielt worden wäre. Berühmte und unberühmte Leute, Reisende aller Art, Musiker zumal, aber auch andere Künstler fanden ein geistvolles Verständniß ihrer Bestrebungen. Die Unterhaltung war stets bewegt und schwungvoll.

Die Erziehung war sorgfältig auf die Hebung der vom Schöpfer reichlich in die Kinder gelegten Schätze bedacht. Felix war der allgemeine Liebling, aber keineswegs verzogen. Gab er dem Vater eine Veranlassung zur Unzufriedenheit, so wurde ihm weder der mahnende Blick noch das ernste aber stets ruhige Wort erspart. Wir hatten vor dem Haus Herrn eine ganz unbegrenzte Verehrung. Wenn sein großes, kurzichtiges Auge über die Brille weg sah, konnte er mit einem gar wunderbaren Blick Respekt fordern. Das köstliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn tritt in dem veröffentlichten Briefwechsel deutlich vor Augen. Gern aber nahm der Vater auch an den Scherzen der Jugend Theil und hatte sein Wohlgefallen daran. Ich sehe noch seinen verwunderten Ausblick, als einmal nach vollendetem Mittagsbrot der jüngste Sohn den von Bruder Felix an diesem Morgen aufgeschriebenen und dann heimlich eingehändigten vierstimmigen Kanon anstimmte: „Gesegete Mahlzeit, prost Mahlzeit, wohl bekomms!“ Die kindliche Lust, den Vater zu überraschen, trat mit Singetönen so plötzlich in das vorausgehende Gespräch hinein, und der Vater blickte den kleinen Waghals so seltsam an, daß ein allgemeines Gelächter den ersten Versuch unterbrach. Erst bei der Wiederholung konnte der Satz glücklich durchgeführt werden.

Daß der Knabe Felix in keine Schule ging, sondern von Hauslehrern theils allein theils mit den Schwestern unterrichtet ward, war seiner zurückhaltenden zarten Eigenthümlichkeit ganz entsprechend und führte ihn um so schneller vorwärts, als es ein tieferes Eingehen in die Sache und eine ungestörte Entwicklung seines Charakters ermöglichte.

Andererseits glaube ich allerdings hierin auch eine Ursache davon zu erkennen, daß er, leicht verletzt und verstimmt, niemals recht fähig war sich in die Welt zu schälen. Die nicht gehärtete Weichheit des Gemüths konnte unangenehme Eindrücke nicht leicht verwinden. Vielleicht wäre diese Reizbarkeit besser überwunden worden, wenn frühzeitig ein Abhärten und Abreiben in der Berührung mit allerlei Schulkameraden stattgefunden hätte.

Mit der älteren Schwester Fanny trieb der Knabe seine musikalischen Studien gemeinschaftlich, und sie hat ihm in Composition und Klavierspiel lange Stand gehalten. Zwischen beiden war ein gewis seltenes gegenseitiges Verständniß und herzliche Anerkennung. Partituren spielten sie vierhändig so hinreißend, daß der Lehrer Berger, der wohl selten lobte, als sie ihm nach längeren Jahren wieder einmal vorspielten — es war das Ballet aus der Hochzeit des Camacho — wie außer sich aussprang und begeistert ausrief: „Aber, Kinder, ihr spielt doch auch ganz famos!“ In die ersten Hefte der herausgegebenen Lieder nahm Felix einige Compositionen der Schwester mit auf, wenn er auch darüber scherzte, wie sie in Nr. 3 mit dem schwerfälligen Grillparzer'schen Text umgesprungen sei. Sie neckte dagegen wieder mit den falschen Oktaven von f nach a am Schlusse des ersten Verses des Liedes Nr. 5, wogegen er sich damit vertheidigte, daß mit dem f im Sopran die Streichinstrumente schließen und mit dem a die Blasinstrumente einfallen sollten. — Der musikalischen Schwestertrene, mit welcher die liebe Fanny ihr Leben lang dem geliebten Bruder anhing, konnte kein schöneres Loos zu Theil werden, als daß sie während der Probe Felix'scher Musik, welche sie leitete, mitten im Vollgenuß, daß alles so herrlich ging, plötzlich vom Schläge getroffen schmerzlos ihren Geist aufgab. — Mit Rebecca, der jüngeren Schwester, trieb er Griechisch bis in den Aeschylus hinein, so daß es auch in dieser Sphäre an Gemeinsamkeit und Verständniß in der Familie nicht gefehlt hat. Mit dem muntern Beccchen tändelte der Bruder gern und kniff sie beim Gespräch in die Wangen.

Der Felix war doch ein wunderbar begabter Mensch. Abgesehen von der Musik, als dem Mittelpunkt seines Lebens, zeigte sich diese Begabung nach den verschiedensten Richtungen hin, ohne daß er damit eiteln Prunk getrieben hätte.

Er turnte z. B. kräftig und geschickt. Neck und Barren standen unter den Bäumen des Gartens, und es verschlug ihm wenig, kurz vor den Concertaufführungen, welche Sonntags in der Mittagszeit alle vierzehn Tage im Hause stattfanden, auch wenn er darin Clavier zu spielen hatte, erst eine halbe Stunde thätig zu turnen. Das eine Mal wurde er unmittelbar vom Neck an den Flügel gerufen; weil er aber just sich einen kleinen Splitter in den Finger gerissen, hinterließ derselbe während des Es-dur-Concerts von Beethoven Blutspuren auf den Tasten, die ich ihm behutsam während des Spiels unter den Fingern wegwischte. — Er schwamm recht gut. Wir haben einen heißen Sommer hindurch fast täglich in der Pfuelschen Schwimmanstalt gebadet, und es war mir sehr verdrüsslich, daß wenn wir im Wasser mit einander rangen, er sich immer, obwohl ich größer und stärker war, bezwang und untertauchte. Bei der großen Entfernung der Schwimmanstalt am Schlesi'schen Thore hatte Mama für einen Wagen gesorgt, und die Folge war, daß ich jenen Sommer fast jeden Abend mit ihm heimfuhr. Nach dem Thee gab es dann regelmäßig Musik, fast am schönsten, wenn wir allein waren. Freie Phantasten wie später, trug er damals nicht vor. Aber Beethoven oder Bach hat er gespielt, wie ihm wenige nachthun werden. Seine eigenen Compositionen spielte er meist nur auf ausdrückliches Verlangen. Die Zeit nach dem Thee war dazu in der Beziehung eine unglückliche Stunde, daß gewöhnlich neun Uhr herankam, wo die Wache vom Leipziger Thore her unter den Fenstern bis zum Kriegsministerium hin den Zapfenreich trommelte. Nicht selten traf das gerade ins Adagio hinein und verursachte natürlich eine höchst unangenehme Störung. Schon von weitem hörte man es leise herankommen, und je näher, desto ärger wurde das Getöse, bis auf dem Höhepunkte die Fenster klirrten. Wer je den Schmelz des Spieles vernommen und die Versenkung der Seele in diese Herrlichkeiten der Kunst — wie sie Mendelssohn so ganz hinnahm und wie sie sich auf den schwer werdenden Lidern der wunderschönen Augen ausdrückte — mit angeschaut hat, der kann verstehen, wie herzerreißend diese Mißtöne in die Andacht herinschalten. Und waren sie überstanden, so mußten sie für den Rückmarsch nochmals wieder erwartet werden. Das eine Mal sprang er auch mitten im Satz auf und rief im Zorn: „Neben die dumme, ab-

schenliche Kinderei!“ Freilich an die natürliche Vorsicht, der bösen Geisterstunde zum Voraus aus dem Wege zu gehen, dachten wir nicht.

Mendelssohn war auch ein straffer Reiter. Der eine gemeinsame Spazierritt, den ich mit ihm gemacht, ging nach Pankow, von wo aus wir in den Schönhauser Garten gingen. Es war um die Zeit, wo er sich mit der Duvertüre zum Sommernachts Traum trug. Wir lagen bei dem herrlichen Sommerwetter im schattigen Grase und waren in lebhaftem Gespräch, da faßte er plötzlich meinen Arm fest und flüsterte: Still! Nachher erklärte er mir, es sei da eben eine große Fliege vorbeigesummt und er habe sie gerne wollen ausfliegen hören. Als die Duvertüre fertig war, zeigte er mir die Stelle in dem Durchführungstheil, wo das Cello in der abwärts gehenden Tonleiter im Septimen-Accord das Thema aus h-moll nach fis-moll führt und sagte: „Siehst Du, das ist die Schönhauser Brunnmfliege!“ *)

Auch zum Tanz, der ihm in den Jünglingsjahren viele Freude machte, hatte er Geschick. Sein Geburtstag wurde deshalb einmal ihm zu Liebe durch eine Maskerade gefeiert. Nur das Schlittschuhlaufen stand ihm nicht an. Das einzige Mal, wo ich ihn dazu bewegen konnte, war ihm die Kälte trotz der großen Pelzhausschuhe so unangenehm, daß er es wohl nicht wieder gethan hat.

Wie in diesen leiblichen Uebungen, so zeigte sich seine Begabung auch in geistiger Sphäre in verschiedenen Richtungen. Er spielte vortrefflich Schach, was auch eine Lieblingsbeschäftigung des Vaters war. Daß er seine Mutter am Geburtstage mit einer selbstgefertigten und vom Lehrer in den Druck beförderten Uebersetzung der Andria des Terenz überrascht hat, habe ich nur außerhalb des Hauses erfahren. Es wurde mit dergleichen nicht geprunnt. Im Zeichnen war Nöbel sein Lehrer gewesen, und wenn ich von Leistungen in dieser Beziehung nicht zu reden weiß, so war ihm doch der Sinn für künstlerische Auffassung der Natur, sowie für bildende Kunst erschlossen worden; mit Verständniß und begeisterter Liebe wußte er ältere wie neuere Meisterwerke zu erfassen. Was aber ins mathematische Fach schlug, schien ihm weniger zuzusagen. Vergebens habe ich mich einmal abgemüht, ihm klar zu machen, warum der Polarstern, der gerade schön hell und klar am Himmel funkelte, allein genüge, um sich über die vier Himmelsgegenden zu orientiren. Die in Gedanken zu ziehende senkrechte Linie bis zum Horizont, die Verlängerung der Gesichtslinie durch das Auge nach hinten zu und die rechtwinklige Kreuzung mit der Seitenlinie wollten ihm nicht in den Sinn.

Wie der liebe Freund componirte, habe ich nur ein einziges Mal mit angeschaut. Ich kam zur Vormittagszeit in seine Stube und fand ihn Noten schreibend, wollte alsbald wieder gehen, um nicht zu stören. Er lud aber zum Bleiben ein, indem er sagte: „Ich schreibe bloß ab.“ Ich blieb denn und wir redeten von allerlei, während er immer weiter schrieb. Nicht ab, denn es lag kein Papier da, außer dem, auf welchem er schrieb. Es handelte sich um die große Duvertüre aus c-dur, welche damals auch aufgeführt aber nicht veröffentlicht worden ist, und war eine Partitur für volles Orchester. Er fing mit dem obersten System an, machte langsam ein Taktpause-Zeichen, ließ ziemlich reichlichen Raum und zog dann den Taktstrich von oben herab über das ganze Blatt. Hierauf beschrieb er das zweite, dann das dritte System u. s. w., theils mit Pausen, theils mit Noten. Bei den Violinen kam zum Vorschein, warum er den Takt so breit angelegt, denn es gab da eine Figur, welche Platz brauchte. Die an der Stelle regierende längere Melodie wurde in nichts ausgezeichnet, sondern bekam eben so, wie die andern Stimmen ihren Takt und wartete beim Taktstrich auf die Fortführung, wenn ihr System wieder an die Reihe kam. Dabei gab es kein Vor- oder Zurücksehen, Vergleichen, Ueberhören oder dergleichen, sondern die Feder ging allerdings langsam und

*) Diese Worte erinnern mich an die Deutungen, die man der neuern Musik so gern unterlegt, wonach man ganz bestimmte Gedanken aus der Musik herauszuhören liebt. Friedrich Schueber war im hohen Grade damit unzufrieden und stellte dieser Programm-Musik, die er höchstens in Beethovens Pastoral-Symphonie anerkennen wollte, die „freie deutsche Musik“ als eine höhere Stufe gegenüber. Mendelssohn sagte, seit Beethoven jenen Schritt gethan, gehe es nicht mehr an, ganz davon zu abstrahiren. In der Duvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt“ tritt eine gar reizende Gesangsmelodie als Wiederaufnahme der ersten Noten des Einganges auf, die erst mit der Terz, dann sich steigend mit der Quinte und endlich mit der Octave einsetzt. Ich sagte Mendelssohn, daß ich aus derselben die Liebe herausfühle, welche bei der glücklichen Fahrt dem Ziele ihrer Sehnsucht selig näher und näher komme. Er antwortete, das habe er sich dabei nicht gedacht, sondern ihm sei gewesen, als wenn ein gar freundlicher alter Mann hinten auf dem Schiffe sitze und mit vollen Backen zur glücklichen Fahrt in die Segel blase.

vorsichtig, aber ohne jeden Aufenthalt vorwärts, und wir sprachen ohne Aufhören weiter. Das Abschreiben, wie er es genannt, beruhte also darauf, daß das Ganze so vollständig bis in jeden einzelnen Ton hinein durchdacht und ausgetragen in der Seele lag, als sähe er es fertig vor sich. Ich habe späterhin auch andere halb fertige Compositionen gesehen, z. B. bei Friedrich Schneider, da war durchgehend die Bassstimme angeschrieben, oft beziffert, dazu hier und da in verschiedenen Instrumenten eine musikalische Figur angedeutet, das Uebrige noch unbeschrieben. „Das fülle ich später aus,“ sagte er dazu. Ob es aber nicht mit dieser Art des Componirens zusammenhängen mag, daß des nachfolgenden Ausfüllens gar leicht zu viel wird und eine lärmende Ueberladung entsteht, während bei Mendelssohns Art jeder einzelne Moment schon im Zusammenhang und Fluß des Ganzen nicht allein mit Noten, sondern auch mit Pausen seine ganz bestimmte Begrenzung hatte?

Mendelssohns Charakter lag eine tiefe Religiosität zum Grunde. Daß dieselbe der specifisch-kirchlichen Färbung entbehrte, darüber haben wir in früheren Jahren viel disputirt. Ich war damals als unbedingter Schleiermacherianer fast unfähig, das Christenthum in anderer Gestalt anzuerkennen, und habe mich deshalb gegen Felix wohl manchmal verständigigt. Wilmsen, der ihn und seine Geschwister unterrichtet und confirmirt hat, schien mir zu unbedeutend, und ich ließ wohl ein Wörtchen darüber fallen, daß sie lieber zu Schleiermacher hätten gehen sollen. Da ward Felix aber ernstlich böse, ich sollte ihm seinen Beichtvater nicht antasten, dem er mit herzlichster Verehrung zugehört war. Freilich auch zu dessen Gottesdienst ging er wohl nicht viel. Wenn ich aber daran denke, mit welchem religiösen Ernst er seine Kunst auffasste, daß ihm deren Ausübung immer wie ein Gottesdienst war, wie jedes erste Notenblatt seiner Compositionen auf der Stirn die Gebets-Anfangsbuchstaben trägt, wie er die Nachtwache bei dem sterbenden Freund Hanstein dazu verordnete, in der hier componirten ersten der später herausgegebenen sechs Fugen — aus e-moll — die mehr und mehr verzehrende Krankheit durch alles Ringen hindurch endlich in den Erlösungschoral in e-dur hinauszuführen; wie gerade die allerbesten Griffe in seinen Oratorien seinem feinen Takte zu verdanken sind — z. B. der Text zu der Arie des vor Damascus neu bekehrten Paulus in den drei Tagen seiner Blindheit, wo Mendelssohn von allen andern Vorschlägen nicht befriedigt, den dazu wie gemachten 51. Psalm selbst aufgefunden, — ja, wenn ich das ganze Bild des lieben Freundes in seinen Anschauungen und Urtheilen über Kunst und Künstler mir vergegenwärtige: — ob er am Dirigentenpult stand oder am Flügel saß oder im Quartett die Bratsche führte, — auf dem Antlitz thronte Religion und Anbetung; darum bezauberte er auch so mit seiner Musik. Ausdrücklich sagte er einmal, daß ihm religiöse Musik als solche nicht höher stehe als andere; jede müsse in ihrer Art zu Gottes Ehre dienen.

Einstmals klagte ich ihm, daß es mir schwer werde, die Bachsche Musik anders denn als ein trodenes Necheneimpel aufzufassen. Da wollte er mich eines Bessern überzeugen und holte die Matthäus-Passion, davon er kurz zuvor aus den Zelterschen Vorräthen eine Abschrift geschenkt bekommen. Wir sangen daraus mit den Schwestern ein gutes Theil und da er sah, daß es mich Raien hoch entzückte, faßte er Muth und wir verabredeten eine Wiederholung mit besseren Kräften. Eduard Devrient nebst Frau waren halb zur Hand und sangen vortrefflich; halb war ein kleiner Chor von 16 Stimmen zusammengebracht und wöchentliche Uebungen eingerichtet. Das Entzücken aller Theilnehmenden und Zuhrenden ermunterte und drängte zu der im andern Jahre folgenden öffentlichen Aufführung, durch welche dieses längst verschollene Meisterwerk der Welt wieder gegeben worden ist. Ihre ich nicht, so war dies die erste öffentliche Aufführung, die er unternommen, mit der er aber auch als Meister in der Direction in die Welt trat. Diese lebenswürdige Freundlichkeit mußte alle Welt bezaubern, und so viel Fehler auch bei der großen Schwierigkeit dieses Werkes in den Proben vorfielen, und so viel Wiederholungen gemacht werden mußten, so ist doch weder bei ihm je die Geduld gerissen, noch uns Theilnehmern der Sache zu viel geworden.

Wie er dieses Werk in sich aufgenommen hatte, davon gibt Zeugniß, daß er eine der späteren Gesangsproben am Flügel ohne Noten leitete und nach Vollendung des einen Satzes sagte: „Der Sopran hat im 23. Takte nicht e, sondern eis.“ Die Passionsmusik rief in den dortigen musikalischen Kreisen eine wahre Begeisterung hervor. Mendelssohn erzählte mit herzlichster Freude ein Jahr später,

als er aus England zurückgekehrt war, Bader sei ihm auf der Straße begegnet und habe ihm entgegen gerufen: „Da sind Sie ja wieder, wann singen wir wieder die Passion?“ Außer Devrient, der den Christus vortrefflich sang, zeichnete sich Stümer als Evangelist aus. Aber so entzückend er vortrug, so hatte er selbst für seine Person keinen Geschmack an dieser Musik gefunden. Während der Aufführung hatte er in der Pause seine Frau gesprochen und mit Verwunderung in ihren Augen Spuren von Thränen bemerkt. Sie antwortete ihm aber, sie brauche sich dessen nicht zu schämen, denn um sie her hätten alle Männer geweint. Das hatte denn auch zurückgewirkt, und Stümer hat gegen Mendelssohn bekant, daß er nun erst geahnt, daß hinter der Musik denn doch etwas sei, und beim zweiten Theil hat es ihn schon ergriffen.

Von jener Zeit her führte Mendelssohn auch bei den kleinen häuslichen Aufführungen den Taktstock, während er früher vom Flügel oder vom Bratschenpult her bescheidenlich seine Meinung kundgeben. Er trat auch selbständiger auf als sonst, wie ich mich des Falls erinnere, daß er bei der Haydn'schen Symphonie aus d-dur langsamere Tempos forderte, als man sonst gewohnt war. Immer wieder eilte das Orchester voran, aber er hielt mit eisernem Willen und starken Taktstockschlägen zurück, daß selbst der treue Eduard Nitz als Vorgeiger zu murren anfing. Ich für meine Person mußte gestehen, daß mir über diese Symphonie damals ein ganz neues Licht aufging. Den letzten Satz hatte ich immer den Barentanz nennen hören; aber diesmal war es eine überaus liebliche Musik. Man darf den guten Vater Haydn nicht überstürzen.

Was Mendelssohn als Dirigent für Zartheit und Nuancirung in das Orchester gebracht, ist zu bekant, als daß davon zu sagen Noth wäre. Ich glaube, er hat in dieser Beziehung viel von Weber gelernt. Als der in Berlin seine Curyanthe einstudirte, war Mendelssohn häufig in den Proben und erzählte daraus mit Staunen, was der Mann aus diesem fremden Orchester zu machen verstehe. Zwar dessen göttliche Grobheit hat er sich eben so wenig zum Muster genommen als das übertriebne Schwanken im Tempo. In letzterer Hinsicht hielt er vielmehr ziemlich streng am Gleichmaß und wollte den Effect mehr durch geistige Schattirung als durch Tempoveränderung erreichen.

Im Jahre 1830 kehrte ich von Berlin in meine Vaterstadt zurück, nachdem ich den lieben Freund bei seinem Masern-Stubenarrest noch recht reichlich genossen. Er machte dann mit dem Frühling die Reise, von welcher aus die nun herausgegebenen Reisebriefe datirt sind. Er kam zuerst mit dem Vater, der den andern Tag weiter reiste, nach Dessau zu mir, wohnte einer Probe des Orchesters bei, worin er dann, weil er gebeten wurde, auch die hier noch unbekante Overture: Meeresstille und glückliche Fahrt, probiren ließ; bereitete in dem Ruff'schen Hause einer kleinen auserwählten Versammlung mit Beethovenschen (d-dur) und Haydn'schen (e-dur) Trios, dann mit einer freien Phantasie über Abelaide und den Anfang der neunten Symphonie einen künstlichen Ohrenschaus, stellte der Herzogin sich vor und übernahm von ihr Aufträge nach Rom. Wir waren natürlich auch an Friedrich Schneiders, des berühmten Componisten vom „Weltgericht“, Thür, derselbe war aber verreist. Und es war gut, daß er verreist war. Als wir den dritten Tag über Land zu meiner Schwester fuhren, die Felix kennen lernen wollte, traf es sich, daß Schneider just auch dort war und im Hause nebenan bei einem Freunde wohnte. Wir begegneten uns im Dorfe, ich stellte vor, Schneider setzte seinen Spaziergang fort, und als er nach einigen Stunden zurückkam, fühlte man die Störung. Schneider war vor längeren Jahren auch einmal im Mendelssohn'schen Hause gewesen und hatte sich über den hoffnungsvollen Knaben anerkennend geäußert. Aber die Bachsche Passion hatte ihn geärgert. Da war ein Enthusiasmus aufgelobert über etwas, das zwar alt, aber dem Schneider doch noch unbekant war; da hatte Marx in der musikalischen Zeitung mit dürrer Worten gesagt: Wer die Passion nicht kenne, der kenne Bach noch nicht. Schließlich hatte gar die Frau Herzogin von der Aufführung, der sie beigewohnt, tief ergriffen ihn den Eindruck nicht lobend genug schildern können, ja auch die wohlthuende Instrumentirung gerühmt, die nicht so bekäube wie manche andre Musik. Das alles hatte Schneidern geärgert, so daß er sich auch nie dazu verstanden hat, einen einzigen Satz aus dieser Passion singen zu lassen. Und Mendelssohns Name war doch mit der ganzen Sache so innig verbunden, daß sich wohl unwillkürlich von dem Mißvergnügen etwas mit auf ihn übertrug. Schneider war damals auf

seiner Höhe und Mendelssohn, 21 Jahr alt, eben im Aufsteigen. Da sah jener etwas wie von oben herab und diesem gestiel das nicht. Für spätre Zeit muß ich es Schneidern zum Ruhme nachsagen, daß er gegen Mendelssohn eine andere Stellung eingenommen; wie er ihn denn auch, als die Leiche in der Mitternachtsstunde auf der Eisenbahn hier durchgeführt wurde, einen Klagesang nachsandte, den er eben für ihn gesetzt.

Seit dem Jahre 1832 haben wir viel über Dratorientexte verhandelt. In Betreff des Paulus waren, ehe ich davon erfuhr, bereits ansehnliche Vorarbeiten vorhanden; auf seinen Wunsch übernahm ich dann weitere Handlangerdienste im Zusammenstellen, Einfügen passender Sprüche und Lieder. Da haben wir theils mündlich, theils schriftlich viel verkehrt. Er zeigte sich überall als denkender Künstler und wollte sich über jeden einzelnen Schritt z. B. über Zulässigkeit des Chorals, des erzählenden Recitativs u. klarer, verständiger Rechenhaftigkeit bewußt sein. Er verwarf auch gemachte Vorschläge, fand sich in seiner Bibel so wohl zurecht, daß er herrliches Material selbst herbeischaffte; war aber für jede Hilfe äußerst dankbar. Daß er für die Paulinische Grundlehre von der Glaubensgerechtigkeit an der betreffenden Stelle meine Vorschläge nicht gelten gelassen und dafür nur das allgemeine „Wir glauben all an einen Gott“ gesetzt, wollte meinem theologischen Gewissen nicht zusagen, obgleich freilich eine noch weitere Ausführung nach dieser Seite hin wohl ins Breite gerathen wäre. Den Elias haben wir von Anfang an gemeinschaftlich gearbeitet; und es machte ihm Freude, daß ich das Dratorium ohne allen andern Eingang gleich mit dem Elias-spruch begonnen und die Duvertüre mit Nr. 2 und mit dem Zusatz: „Muß drei Jahre dauern“ bezeichnet hatte. Ueber das Dratorium Christus hat er kein Wort mit mir gewechselt: dagegen haben wir früher über Petrus und über Johannes den Täufer unterhandelt. Was ich ihm über denjenigen Bericht, welchen das Evangelium Nicodemus von der Höllenfahrt Christi gibt, mitgetheilt hatte, hat ihn außerordentlich interessirt, und nach seinen Aeußerungen kann ich vermuthen, daß er davon wohl einmal einen musikalischen Gebrauch gemacht haben würde.

Es sind über diesen unsern Verkehr in den veröffentlichten Briefen einige wenige Spuren bekannt geworden. Ueberhaupt liegt neben seinen musikalischen Leistungen der liebenswürdige frische Charakter seiner Jünglingszeit in den Keisebriefen und der rebellische Mannesernst in den späteren Briefen der Welt vor Augen. Ich schließe deshalb meine Erinnerungen, indem ich noch einen kleinen Zug beibringe. Als er mir in Leipzig den Paulus, soweit er ihn gearbeitet hatte, am Flügel spielte und sang, fand ich in der Hauptstelle vor Damaskus die Stimme des Herrn, die er in Sopran solo gesetzt hatte, zu dünn. Er klagte, daß es ihm auch so gehe, daß er lange vergeblich nach etwas Besserem gesucht, daß es ihm aber durchaus nicht zusagen wolle, den Effect durch eine möglichst starke Bassstimme hervorzurufen. Ich

schlug ihm vor, er solle den Satz vierstimmig singen lassen. Da sah er mich lange an und sagte: „Da würden mich die Herren Theologen gehörig heruntermachen, als wollte ich die Person des Auserwählten leugnen und verdrängen.“ Ich erwiderte, für die Theologen wolle ich gut sagen; die wüßten, daß der verklärte Herr der Herrlichkeit eine andere Art von Stimme hat als ein Erdensohn. Da hat er denn die Worte in völligen vierstimmigen Frauenchor umgesetzt. Und wie gewaltig war die Wirkung! Meine Zusage wegen der Theologen habe ich aber doch nicht ganz aufrecht erhalten können. Denn eine Art von Theolog, Fink, in seiner musikalischen Zeitung, hatte doch Anstoß genommen, freilich in entgegengesetztem Sinne. Denn er wollte die vox humana ganz heraus haben und nur unbestimmte Posamentöne hören lassen. Daß er aber zugleich an den Worten: „Ich bin Jesus von Nazareth, den Du verfolgst“ zu mäkeln mußte und schön reden konnte, der Verklärte und zum Himmel Gefahrene sei nicht mehr der von Nazareth, sondern der Herr vom Himmel, das hat uns ein herzliches Lachen verursacht. Der gute Fink hatte sicherlich Apost.-Gesch. 9, 5 nachgeschlagen und bemerkt, daß die Worte „von Nazareth“ da nicht stehen; darauf hatte er seine Kritik gebaut. Er hatte aber seine Theologie soweit vergessen, daß er daran nicht gedacht, wie Paulus selbst späterhin in der Apostelgeschichte seine Bekehrung zweimal erzählt und Cap. 22 V. 8 diese verpöbten Worte ausdrücklich berichtet; so daß also die Nüge den Apostel traf. Mendelssohn, der sich dieses Umstandes wohl bewußt war, lachte und sagte nicht viel; Freund Schleinitz aber hat's dem Fink hernach in gemüthlicher Neckerei wacker eingetränkt.

Nachschrift. Es wird mir eben gesagt, daß ein tadelndes Urtheil über einen im Druck nicht genannten Musiker — in dem Briefe von Mendelssohn an mich, vom 6. August 1834 — auf Schumann angedeutet worden sei. Ich kann bezeugen, daß dies eine unrichtige Vermuthung ist. Warum in den herausgegebenen Briefen keine Beziehung auf Schumann vorkommt, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß Mendelssohn sich gegen mich einmal mit hoher Werthschätzung über Schumanns musikalische Bedeutung aussprach, und daß er nicht allein um des Clavierspiels der Frau Clara Schumann willen in freundschaftlicher Beziehung zu dem Ehepaare stand, sondern mir auch, als ich über das vierte Lied aus dem 6. Heft der „Lieder ohne Worte“ über das f im 5. Takt meine Verwunderung kund gab, seinerseits ganz verwundert entgegnete, es werde ihm nun erst klar, was Schumann Tags zuvor gemeint, da er ihm von weitem ein f entgegengefingert habe. Er selbst, Mendelssohn, finde dies f ganz natürlich, es müsse aber doch etwas Besonderes damit sein, da es uns beiden so aufgefallen sei. Ich schließe aus dieser kleinen Geschichte auf einen gemüthlichen und freundschaftlichen Umgang der beiden. Das Rendezvous, das damals für uns drei nach dem Rosenthal angesagt war, wurde leider durch einen zufälligen Umstand vereitelt.

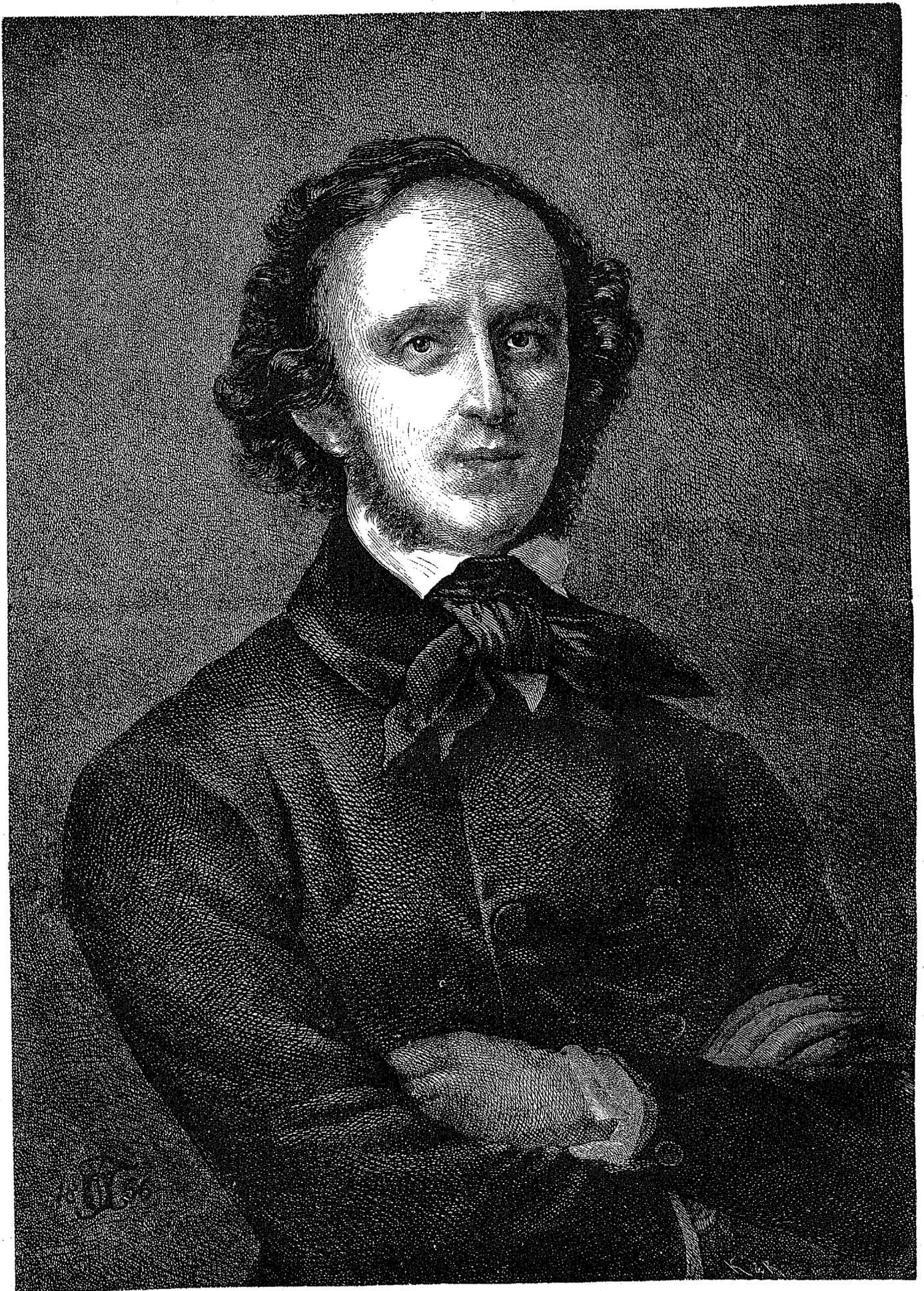
Dem Abgrunde zu.

Erzählung von Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Sag mir, Mädchen, wo nimmst Du noch den Muth her zum Singen?“ fragte sie seufzend, als Amalie morgens ein heitres Liedchen trällernd sich ans Fenster setzte, mit des Vaters alter Weste, die anständig herausgestickt sein mußte, eh sie an ihr zierliches Tagewerk ging. „Ach lieber Gott, Mutter, beim Seufzen kommt auch nichts heraus!“ sagte Amalie entschuldigend, „da steh, ob nicht die Weste jetzt wie gestickt aussieht, und spürst du nicht, wie warm es ist im Zimmer? Ein ganzes Klasten Holz liegt unten, alles von meinen Einkünften!“ „Gott segne Dich dafür!“ seufzte die Mutter, „aber hast Du denn gar nichts für Dich übrig behalten?“ „D gewiß,“ sagte Amalie, triumphirend ihr Beutelein empor haltend, „zehn ganze Gulden!“ „Nun Gottlob! das reicht heinrich für ein gutes Winterkleid.“ „Ja, Mutterchen, Du mußt nicht böse sein, ich habe mir einen rosa Atlashut bestellt und dann reicht's noch zu einem kleinen Sonnenschirmchen, das ist allerliebste jetzt im Herbst, weißt, wenn der Winter kommt, findet sich wieder Rath!“ „Es ist Deine Sache, Kind, ich kann Dir nichts dreinreden, aber ich wollte, Du lerntest für Deine Zukunft sorgen, für die ich, leider Gottes, nicht sorgen kann.“

„Nun, hab' ich nicht fünfzig Gulden baar, die mir der Vater in die Sparkasse besorgt hat?“ „Hat er?“ fragte die Mutter und schämte sich selbst wieder des Argwohn's, der in der Frage lag. „Freilich! und die tragen Zins auf Zinsen, das ist in zwanzig Jahren, weiß kein Mensch wie viel! Da darf ich mir schon einen Hut und ein Schirmchen zur Freude kaufen, rosa steht so-gut!“ „Ach armes Kind, wer sieht denn, was Dir gut steht! kommst ja nirgends hin, wenn Dich nicht die Cousine einmal nach Senzheim einladet!“ „Se nun,“ lächelte Amalie schelmisch, „der Besuch der Promenade ist gratis, und da begegnet man Leuten genug, lach mich nicht aus, aber gestern begegneten mir zwei, von denen einer noch lang den Kopf nach mir wandte und den andern fragte: ist das nette Kind wohl eine Fremde? Nachbars einäugiges Mäuschen, die ich zum Spaziergang abgeholt hatte, hat er schwerlich mit dem netten Kind gemeint.“ „Was für zwei?“ fragte die Mutter argwöhnisch. „Officiere, natürlich! was gibt's denn sonst für Leute? Die Kanzleiherren und Kaufleute und was alles, steht man ja gar nicht in ihren dunklen Mäcken!“ Gott helfe uns hinaus! dachte die Mutter bei sich mit



Felix Mendelssohn.
Nach Professor Magnus Portrait gezeichnet von A. Toller.